



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aber diese bedauerlichen Erscheinungen können der Freude über den augenscheinlichen segensreichen Erfolg, den die Arbeiterversicherungsgesetzgebung schon geübt hat und zweifellos auch weiter üben wird, keinen Eintrag thun. Viktor Böhmert hatte Recht, wenn er in der Leipziger Versammlung dem Berichtersteller, Dr. Freund, besonders dafür dankte, daß er auf die Wichtigkeit der Veränderungen in dem ganzen Kulturstande der Arbeiter hingewiesen habe. Die Arbeiterversicherung veranlasse, daß ein „widerstandsfähigeres Arbeitergeschlecht heranwache,“ sie verbessere die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse der Arbeiterbevölkerung, und es sei jedenfalls ein großer Vorzug, daß die Lebenshaltung der Arbeiter überhaupt durch die Versicherung erhöht worden sei. Offen bekannte Böhmert, daß er der staatlichen Zwangsversicherung anfangs abgeneigt gewesen sei, aber man dürfe ein Prinzip nicht zu Tode reiten. Es sei sehr erfreulich, wenn gerade der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit dem „vielen Nörgeln über unsre Zustände“ bei dieser Gelegenheit Einhalt thue, indem er anerkenne: „Es geht vorwärts mit dem Wohle der früher ärmsten und gefährdetsten Klassen — noch viel mehr mit denen, die nicht auf das Wohlthun angewiesen sind, bei denen es sich nicht um Wohlthätigkeit, sondern um Wohlfahrt handelt.“ Die amtlichen Erhebungen über die Einwirkung der Arbeiterversicherung auf die Armenpflege haben dafür unzweideutige, neue Belege geliefert; möchten sie der „Nörgerei“ recht wirksam entgegen-

ß



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum englischen Jubelfeste. Die Saturday Review hat sich in den letzten Wochen wiederholt lustig gemacht über die geschmacklosen Jubelartikel, Jubelschriften und Jubelbücher, nicht ausgenommen die von hohen kirchlichen Würdenträgern, und namentlich über die albernen großen Zahlen, in denen die Erfolge des viktorianischen Zeitalters dargestellt werden. In einer ernsthaft gehaltenen „Note“ aber sagt sie: „Die Engländer rühmen sich ihrer politischen Freiheit und ihrer Liebe zur individuellen Freiheit, und viele ihrer Kritiker, von Commines bis Benjamin Franklin, der meinte, jeder Engländer sei gewissermaßen eine Insel, bestätigen dieses Selbstlob. Herbert Spencer hat diesen eigensinnigen Individualismus aus ihrer insularen Lage erklärt. Und doch wagen wir zu sagen, der auffälligste Charakterzug unsers Volks sei seine Disziplin. Emerson hat Recht, von dreißig Millionen Briten zu sprechen, die im Gleichschritt marschirten. So hat jetzt wochenlang jedes Stück bedruckten Papiers die Königin gepriesen,*) und von nichts hat man die Zeit über gesprochen, als vom Jubiläum und von der Größe dieser großen Nation, und noch habens die Leute nicht satt. Seit Wochen ist nichts neues mehr über die Sache gesagt worden, und dennoch klingt der Chor des Selbstlobs weiter,

*) Ganz ausnahmslos freilich nicht, indes, schreibt der Vorwärts: „die paar Blätter, die einen Spott daraus machen, die Königin und ihre Familie zu beschimpfen, werden mit Recht verachtet.“

ohne daß sich ein Miston einmischte. Dieses unersättliche Überströmen von Selbstlob ist das geschmackloseste, was man sich denken kann, aber es gehört zum Geheimnis der Erfolge dieser Nation. Wenn wir unsrer insularen Absonderung und unserm Individualismus einiges verdanken, so verdanken wir noch mehr dem germanischen Blut in uns, das solche Disziplin möglich macht. Erst diese Vereinigung entgegengesetzter Eigenschaften macht den echten Briten, der wie Hampden in der Verteidigung seines Rechts der ganzen Macht der Regierung Trotz bietet, und zu gleicher Zeit den Ausländer anfällt, der bei den Klängen von God save the Queen sein Haupt nicht entblößt. Aber um wie viel besser ist doch die Freiheitsliebe als dieser demokratische Ehrfurchtsüberschwang mit seiner albernen Anduldsamkeit!"

Wir erlauben uns, das Toryblatt ein wenig zu berichtigen. Die vermeintlich entgegengesetzten Eigenschaften sind nicht entgegengesetzt, jene Anduldsamkeit ist, obwohl nichts weniger als philosophisch oder edel oder geschmackvoll, doch auch nicht albern, die Eigenschaft, die ihm so wertvoll erscheint, ist nicht eigentlich Disziplin, und Disziplin liegt nicht im deutschen Blute. Bismarck hat bekanntlich die preußische Disziplin aus einer reichlichen Beimischung von Slawenblut erklärt. Das Deutsche im Wesen des Engländer — wir sprechen hier bloß vom politischen Wesen, nicht vom gemüthlichen oder litterarischen — ist die Härte und Festigkeit, die eigensinnige Behauptung des eignen Rechts und die Liebe zur persönlichen Freiheit. Der Inselcharakter des Landes gestattete die Pflege und Entfaltung dieser Eigenschaften, da, nachdem die Zeit der Seeräubereinfälle vorüber war, keine auswärtige Gefahr mehr Freiheitsbeschränkungen und eine das ganze Volk gleichmäßig fesselnde Disziplin notwendig machte. Was die Saturday Review Disziplin nennt, ist jene Gleichförmigkeit des Denkens, Fühlens und Handelns, des Geschmacks oder der Geschmacklosigkeit, die sich wieder aus der insularen Absonderung ergibt, und die zur eigensinnigen Behauptung des eignen Rechts keinen Gegensatz bildet. Das englische Wesen, das wir uns natürlich nicht zu erschöpfen anmaßen, am wenigsten in einem kurzen Aufsätzchen, hat jener Franzose gut charakterisirt, der sagte: Die Engländer sind wunderliche Leute, sie haben hundert Religionen und bloß eine Sauce; wir ziehen eine Religion und hundert Saucen vor. Die Gleichmäßigkeit des politischen Denkens und Fühlens nun, die sich unter anderm in der gar nicht albernen Forderung offenbart, der Ausländer solle ihr Staatsoberhaupt ehren, ist wieder der Beschaffenheit des Landes zu danken, die den Engländern schon frühzeitig ihre Interessengemeinschaft dem Auslande gegenüber zum Bewußtsein gebracht hat. Die Deutschen haben, wie es Lamprecht ausdrückt, einen transportablen Staat. Wie ist er hin- und hergeglitten in ganz Europa, von der Wolga bis zu den Säulen des Herkules und dann wieder von der Seine bis zur Duna! Wie hat er sich bald über alles Maß ausgedehnt und bald zusammengezogen! Und wie konnte in einer Zeit, wo es außer der Schifffahrt beinahe gar keine Verkehrsmittel gab, zwischen entfernt wohnenden Stämmen desselben Volks eine Interessengemeinschaft entstehen? Bekämpfen einander doch heute noch die östlichen und die westlichen, die nördlichen und die südlichen Agrarier. England ist fest umschlossen von unveränderlichen Grenzen, und jederzeit hat jeder Engländer genau gewußt, wohin er gehört, und welche Leute zu ihm gehören. Das Land ist klein genug, und jede seiner Landschaften ist durch die Nähe der Seeküste und durch schiffbare Flüsse so zugänglich, daß ein reger Verkehr der Volksgenossen unter einander im Gange bleiben konnte; Klima und Bodenbeschaffenheit sind so gleichartig, daß auch die Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten gleichartig werden mußten, und die Absonderung vom Auslande war so deutlich, daß über die Interessengemeinschaft

aller Engländer ihm gegenüber niemals ein Zweifel aufkommen konnte. Nordische Seeräuber, die jahrhundertlang in England einbrachen, hatten dem Volke gezeigt, wie man sich auf Kosten anderer Völker bereichern kann. Die Engländer haben das endlich begriffen, selbst zu üben angefangen und sich gut dabei gestanden, und stets war das ganze Volk mit ganzer Seele dabei: zuerst in den Eroberungs- und Beutezügen nach Frankreich, dann bei der Gründung überseeischer Kolonien, dann bei der Ausbeutung zivilisierter Staaten durch den Warenexport, endlich beim allermodernsten Kapitalienexport und bei der Wiederaufnahme des Kolonienverkehrs. Der Wechsel der Zeiten und die Fortschritte der Technik ändern die Formen der Ausbeutung, aber ihr Wesen bleibt dasselbe, und diesem bleiben die Engländer treu.

Im Verhalten zu ihren Königen haben sie vielfach geschwankt. Die klare Erkenntnis des Gemeinwohls und der Interessensolidarität aller Stände trotz einzelner gelegentlicher Interessenkonflikte brachte es mit sich, daß einem Könige, der das Gemeinwohl schädigte, die Nation gewöhnlich so einmütig gegenüberstand wie auf der Wiese Kummeneide. Um die Kämpfe der herrschenden Familien untereinander kümmerte sich das Volk wenig. Die Republik wurde nur einmal auf kurze Zeit beliebt, als durch die Unfähigkeit des Königs und der Großen einer von puritanischen Ideen erfüllten Bürger- und Bauernschaft die Führung zugefallen war. Von da ab handelte es sich in den Verfassungskämpfen, die mit der Beseitigung der Stuarts sehr kräftig einsetzten, um die Herstellung der parlamentarischen Regierungsform, d. h. der Herrschaft des Adels und des Großbürgertums. Unter Viktoria ist das Ziel erreicht worden, mit der Einschränkung, daß sich Adel und Großbürgertum nur behaupten können, indem sie den übrigen Volksklassen ihren entsprechenden Anteil an der Gesetzgebung und Staatsverwaltung gönnen. Für England, das einer solchen Zentralisation der Macht zum Zwecke der Landesverteidigung wie die Festlandsstaaten nicht bedarf und der Einmütigkeit seiner Bürger bei etwaigen Gefahren sicher sein kann, ist das die beste Verfassung, weil sie den höchstmöglichen Grad von Kraftanspannung aller für das Gemeinwohl verbürgt. Die Aufstände des gemeinen Volkes sind niemals gegen das Königtum, sondern im Mittelalter gegen den Feudaladel und in neuerer Zeit gegen die Industriefeudalen gerichtet gewesen. Die moderne Arbeiterbewegung hat ihren revolutionären Charakter verloren, sobald sich die Arbeiter die uneingeschränkte Freiheit erkämpft hatten, ihre Ziele auf dem gesetzlichen Wege zu verfolgen. Zugleich haben sie in der Gewerkschafts- und Genossenschaftsthätigkeit Einsicht in die Bedingungen der Produktion und des Handels erlangt und vermögen die Grenzen des in jedem Falle erreichbaren zu erkennen. Schon zwei Gewerkschaftssekretäre sind zum Range von Staatssekretären aufgestiegen, viele von ihnen sind Friedensrichter, und Tausende von Arbeitern bekleiden Gemeindeämter. So giebt es in England keinen Staat, den die Arbeiter zu hassen Ursache hätten. Wie viel oder wie wenig nun von diesem Zustande der Königin als Verdienst anzurechnen sein mag, jedenfalls ist sie gar nicht in der Lage gewesen, sich Mißverdienste zu erwerben und dadurch den Haß des Volkes zuzuziehen. Sie soll nach der Versicherung vieler Publizisten gar nicht so ohnmächtig sein, wie man sich gewöhnlich vorstellt, doch kommt darauf wenig an: den Wert der beiden Hauptleistungen des englischen Königtums kann man nicht leicht unterschätzen: daß es dem Lande die Kämpfe der Ehrgeizigen um die höchste Stelle im Staate erspart, und daß es der Staatsleitung die Kontinuität wahrtr, die unter dem ewigen Wechsel der Regierungen leicht leiden könnte. Zur zweiten Leistung gehört allerdings, daß der Monarch Begabung mit Charakter vereinige, zwei Eigenschaften, die ja wohl der Großmutter unsers Kaisers nicht abgehn.

Die Schattenseiten der englischen Zustände — der englischen nur, von Irland und Indien gar nicht zu reden — hat niemand schärfer hervorgehoben als wir; doch haben wir anerkannt, daß seit 1850 mit Erfolg an der Bekämpfung der Übel gearbeitet wird, und daß sie weniger schwer empfunden werden, weil der ungeheure Reichtum der Nation sehr viel zu ihrer Vinderung zu thun gestattet, und weil die nur davon bedrohten ihnen bei der Bewegungsfreiheit, deren sie sich erfreuen, und dem gewaltigen Spielraum, der ihnen offen steht, leichter ausweichen können als wir Bewohner des europäischen Festlands. Wir haben auch auf die Gefahren des englischen Zustands hingewiesen, aber man kann weder den Engländern noch ihrer Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß sie keinen Versuch machen, die Entwicklung ihrer Volkswirtschaft zurückzuschrauben; wüßte doch niemand zu sagen, wie sie das anstellen sollten. Wir glauben endlich, daß sie die Höhe ihrer Macht erreicht haben, und daß es in Zukunft mit ihnen langsam bergab gehen wird, aber es ist das Schicksal jeder irdischen Macht, von begrenzter Dauer zu sein und irgend einmal andern Mächten Platz machen zu müssen, und die Engländer wären thöricht, wenn sie sich durch den Gedanken an das zukünftige Ende ihrer Macht und an ihre Erben die Festfreude trüben ließen.

Ungeschickte Seelenhirten. In einer Synode der evangelischen Kirche Berlins hat kürzlich ein Geistlicher die Ungeschicklichkeit begangen, in einem Bericht über die sittlichen Zustände in der Gemeinde folgendes auszusprechen: „Unkeuschheit und Unzüchtigkeit in Worten und Werken ist den jungen Leuten beiderlei Geschlechts etwas so Natürliches, daß der Ehrentitel »Jungfrau« in seiner wahren Bedeutung kaum noch verstanden wird, und wo das noch der Fall ist, da kann man wohl der Meinung begegnen, in Berlin sei es überhaupt nicht mehr möglich, eine Jungfrau zum Altar zu führen.“ Und mit diesem Satz ist der Bericht — doch wohl mit Wissen und Willen der Synode — gedruckt und veröffentlicht worden. Wenn der Berichtstatter sich damit entschuldigt, er selbst habe ja gar nicht die Jungfräulichkeit der Berliner Bräute in Zweifel gezogen, so wird dadurch die Aufnahme des Satzes in das amtlich zum Druck gegebene Schriftstück einer Synode um nichts entschuldbarer. Es ist gewiß tief zu beklagen, daß unter den Berliner Arbeitern und nicht am wenigsten unter den Gläubigen der Bebel'schen Lehre von der Frau der geschlechtliche Verkehr und das Zusammenleben ohne bürgerliche und kirchliche Eheschließung zugenommen hat und noch weiter zunimmt. Wer sich die Mühe nimmt, die sittlichen Anschauungen der Beteiligten kennen zu lernen, für den liegt die Verlogenheit des beliebten Dogmas, daß die heutige Wirtschaftsordnung das junge Proletariat dazu zwingt, klar auf der Hand, aber er sieht auch ein, welche berückende Macht, welches unwiderstehliches Gift in diesem Dogma liegt. Es ist eine absurde Lüge, bei der Leichtgläubigkeit, mit der gerade junge Leute der arbeitenden Klassen in Berlin ein eheliches Leben beginnen können, zu behaupten, das uneheliche Zusammenleben sei leichter für sie als das eheliche, man müßte denn gerade die leider sehr häufig erkennbare Erzwägung für berechtigt erklären, daß sich der uneheliche Mann und Vater leichter der Fürsorge für Weib und Kind entziehen, sie leichter auf die Armenpflege abwälzen könne. Daß die elenden Löhner der Arbeiter der Prostitution, d. h. der Wollust der „Besitzenden“ in die Arme treibe, ist ein reines Märchen. Die jungen Arbeiterinnen, die sich den „Genossen“ preisgeben, und nach der Bebel'schen Lehre können sie ja gar nicht anders, werden von den Genossen

rücksichtslos wieder preisgegeben, wenn es diesen genehm ist, und ganz natürlich ist diese Schule wohl geeignet, wenn die Not kommt, manches Mädchen die Preisgebung um Gewinnes willen leicht nehmen zu lassen. Es giebt für uns kaum etwas Widerwärtigeres als die Heuchelei der Sozialdemokratie in dieser Frage. Debel hat sich durch sein Buch über die Frau als Kuppler für die moderne Prostitution ganz unbestreitbar große Verdienste erworben, obgleich er das nicht gewollt hat. Und das gilt nicht nur für die proletarische weibliche Jugend. Auch die demi-vierges in Berlin-West, diese mit sechzehn Jahren überreifen Fröchtchen, die alles kennen und über alles lachen, wissen die Debelschen Kern- und Hauptlehren auswendig. Das ist ja eben für viele „Modernen“ der „soziale Geist“, auf den unsre Zeit so stolz ist. Wir wollen wahrhaftig die Entartung der geschlechtlich-sittlichen Anschauungen unten und oben nicht bemänteln, und wir erkennen der Kirche das Recht zu, das scharf zu tadeln, was scharfen Tadel verdient. Aber unter keinen Umständen erwecken wir das Bild, das der geistliche Referent von den Berliner Zuständen erwecken wollte, als berechtigt und wahr anzuerkennen; es ist die ungeschickteste Übertreibung, die wir seit lange aus geistlichem Munde gehört haben. Und sie ist leider nicht die Vergehung eines Einzelnen. Wir können und dürfen sie der Person nicht zum Vorwurf machen; sie ist der krasse, ungeschminkte, rücksichtslos offene Ausdruck der Richtung, die sich heute in der evangelischen Kirche Berlins, ja, fast will es scheinen, ganz Preußens, die führende Rolle anmaßt. Blind und taub gegen die die Volksseele bewegenden Empfindungen, schroff und starr pochend auf den Buchstaben der Bekenntnisformeln, wie wir es seit Raumer's Zeiten nicht erlebt haben, walten diese ungeschickten Seelenhirten ihres Amtes, als ob nicht das Sammeln, sondern das Zerstreuen ihre Aufgabe wäre. Was nur der erfinderische Geist des ärgsten Kirchenverächters ausklügeln könnte, um die ohnehin dem kirchlichen Leben entfremdete Masse der Berliner Bevölkerung zu offenen Feinden der Kirche und der Geistlichkeit zu machen, das wird von den führenden „Positiven“ geleistet. Das polizeiliche Muckertum wird aufgeboten weit über alles Maß der gebotenen und volkstümlichen „äußern Heiligung“ der Sonn- und Feiertage hinaus. Täglich und stündlich möchte man das Volk empfinden lassen, daß die Kirche über alle Gewalt hat, auch über die, die nichts von ihr wissen wollen, und sei es selbst durch lästige, erbitternde, kleinliche Schikanen. Blind und taub sind diese ungeschickten Seelenhirten gegen das, was sie anrichten. Wer wie wir durchdrungen ist von der Überzeugung, daß die Aufgabe der Kirche, die Dr. Wendt auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß schüchtern in seinen siebenten und letzten Leitsatz versteckt hat, die Aufgabe, die christliche Liebespflicht im Volke wieder zur Herrschaft zu bringen neben der Rechtsordnung, daß diese Aufgabe die wichtigste und unerläßlichste sei in dem sozialen Ringen der Gegenwart, der wird sich der Verkehrtheit, ja Gemeingefährlichkeit dieser neupreußischen Pastoralpolitik nicht verschließen können. Will denn die protestantische Kirche nie zur Vernunft kommen? Würde die katholische jemals solches Angeheißel, solche Unvernunft in der Behandlung der Volksseele dulden? Haben die preußischen „Orthodoxen“ das geringste Recht, sich darüber zu beschweren, wenn die römische Klerisei mit Hohnlächeln diesem unklugen, unpädagogischen Treiben zusieht? Und die „Liberalen“, der Protestantenverein, wo sind die? Giebt es für sie immer noch keine soziale Frage?

Noch eine Schattenseite der Justiz. Sie betrifft die Milde des Strafrichters. Es ist natürlich, daß auch der Richter durch die Zeitströmungen beeinflusst

wird. Doch sollte er sich davor nach Möglichkeit hüten und auch in dieser Beziehung seine Unabhängigkeit wahren. Seit einem Menschenalter, vielleicht schon etwas länger, hat in der Strafrechtswissenschaft eine humanere Richtung Platz gegriffen, was im Gegensatz zu der frühern Härte nur gebilligt werden kann. Sie folgt hierin der humanern Richtung der Zeit überhaupt. Aber diese Richtung treibt oft sehr wunderliche Blüten. Dazu gehört u. a. die Lehre (französischen Ursprungs), daß alle Vergehen und Verbrechen in den verkehrten sozialen Zuständen ihren Grund hätten und deshalb zu entschuldigen seien, oder wo eine strafbare That so nicht zu erklären sei, der Thäter geisteskrank sein müsse. Diese Lehren — die zweite hat Frau von Ebner-Eschenbach treffend gegeißelt — müßten folgerichtig eigentlich zur Abschaffung des ganzen Strafrechts führen. Soweit geht man nun freilich nicht, aber der Einfluß dieser Lehre, die die Herren Verteidiger vortrefflich zu verwerten wissen, ist doch unverkennbar. Aber auch abgesehen davon herrscht zur Zeit in der Welt allgemein eine Anschauung, die alle Verbrechen und alle Nichtswürdigkeiten mit übergroßer Milde beurteilt, mit einer gleichsam philosophischen Ruhe, mit Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit, ohne eine Spur von Entrüstung oder Empörung. Es ist, als ob alles menschliche Rechtsgefühl im Verschwinden begriffen wäre. So berichtet z. B. die Presse bisweilen über einen „Zusammenstoß“ von Tumultuanten und aufgebotner Polizeimannschaft, als wenn zwei völlig gleichberechtigte Parteien auf natürliche Weise in Konflikt geraten wären. Zwischen Recht und Unrecht wird dabei gar nicht unterschieden. Wenn ein junger Mensch seine „Geliebte,“ die ihm nicht zu Willen ist, ermordet — ein Verbrechen, das förmlich Mode geworden ist —, so wird das als etwas Poetisches und, weil leidenschaftliche Liebe das Motiv sei, Verzeihliches angesehen. Wie den Eltern ihres ermordeten Kindes dabei zu Mute ist, daran denkt niemand. Die immer raffinirter werdende betrügerische Reklame, durch die das Publikum getäuscht wird, die gewohnheitsmäßige Fälschung aller Lebens- und Genußmittel sollten überall, auch von der Presse, womöglich mit Namhaftmachung der Thäter, an den Pranger gestellt werden. Aber das kommt niemandem in den Sinn. Auch das wird alles als etwas Übliches angesehen, der Betrug wird höchstens humoristisch behandelt. Sittliche Entrüstung empfindet man nicht mehr. Sie wird nur noch in unsern Parlamenten verwendet, wenn es gilt, die Regierung anzugreifen, oder im Strafprozeß von den Verteidigern, wenn sie es im Interesse der verfolgten Unschuld für zweckdienlicher halten.

Wenn diese Gleichgültigkeit so allgemein herrschend wird, kann man sich da wundern, wenn sie sich auch dem Richterstande mittheilt, wenn auch bei ihm das Rechtsgefühl erstirbt, und es dem Richter gleichgültig wird, ob Recht oder Unrecht geschieht? Bismarck hat einmal gesagt: „Der Richter ist, wie der Deutsche überhaupt, gutmütig.“ Leider artet die Gutmütigkeit aber nur zu oft in Schwäche aus. Da ist z. B. ein Mensch in ärgster Weise mißhandelt worden. Bei der Verhandlung der Sache vor dem Landgericht wird er als Zeuge vernommen. Bis dahin ist längere Zeit vergangen. Seine Wunden und Verletzungen sind geheilt. Er sieht wieder ganz wohl aus, und so entsteht die Meinung, die Sache werde wohl nicht so schlimm gewesen sein. Bei dieser Stimmung, die die Verteidigung geschickt benutzt, wendet sich das Mitleid von dem Mißhandelten ab und dem unglücklichen Angeklagten zu, und so kommt es, daß dieser zu einer geringen Strafe verurteilt wird, die zu der Noth und Niederträchtigkeit seiner That in gar keinem Verhältnis steht.

Wie weit diese Milde geht, dafür noch ein paar Beispiele. Fahrlässige

Tötung wird mit Gefängnis nicht unter einem Monate bestraft. Nach dem frühern (preussischen) Strafgesetzbuch stand darauf einfach Gefängnis (bekanntlich von einem Tage bis zu fünf Jahren). Damals kam folgender Fall vor. Ein Bauer fährt mit seinem Leiterwagen in starkem Trabe durch die Straßen der Stadt, biegt in gleichem Trabe um eine Ecke (was polizeilich verboten ist) und fährt ein zweijähriges Kind tot. Der Staatsanwalt beantragte — einen Tag Gefängnis! Das Gericht ging zwar über den Antrag hinaus, die Strafe war aber sehr gering. Es mußten wohl solche Fälle mehrfach vorgekommen sein, was vermutlich die Veranlassung wurde, eine möglichst niedrige Strafe festzusetzen. Ein Beispiel aus neuester Zeit ist folgendes. Eine Frau mißhandelt fortgesetzt ihre siebenjährige Stieftochter so, daß die Hausgenossen Anzeige machen. Es wird erwiesen, daß sie das Kind häufig mit einer Kleiderbürste auf den Kopf und ins Gesicht geschlagen hat, sodaß das Gesicht voller Beulen und Verletzungen ist, auch daß sie es im kältesten Winter in der Nacht nackt in den Hof geschickt hatte, um Wasser zu holen. Offenbar wollte sie das ihr lästige Kind aus der Welt schaffen. Es wurde erkannt auf — eine Woche Gefängnis, indem angenommen wurde, sie habe nur in — erzieherischer Absicht das Kind, das gelogen habe, strafen wollen!

Wie oft kommt es vor, daß der Angeklagte, der eine empfindliche Gefängnisstrafe, vielleicht auch Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verdient hätte, nur zu einer geringen Geldstrafe verurteilt wird, über die er selbst lacht, oder die für ihn deshalb gar keine Strafe ist, weil, wie man sehr wohl weiß, andre sie für ihn bezahlen. Man liest von solchen Fällen alle Tage.

Wir meinen: Wenn der Schuldige zu milde bestraft oder gar freigesprochen wird, so verletzt das das Rechtsgefühl ebenso, wie wenn er zu hart bestraft, oder wenn ein Unschuldiger verurteilt wird. Milde ist oft gewiß gerechtfertigt, aber sie muß ihre Grenzen haben, und der Richter darf sich nicht scheuen, nötigenfalls auch ernst und nachdrücklich zu strafen. Die jetzt oft geübte Praxis ist keine Gerechtigkeit.



Litteratur

Vergleichende Übersicht der vier Evangelien. Von S. E. Verus. Leipzig, Van Dyt, 1897

Der Verfasser hat sich, was ihm zu danken ist, der Aufgabe unterzogen, eine Synopse aller vier Evangelien in deutscher Sprache zusammenzustellen. Jeder, der weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Gruppierung einer solchen vergleichenden Darstellung verbunden ist, muß die Sorgfalt und den Fleiß anerkennen, womit der Verfasser seine Aufgabe zu lösen versucht hat, wenn er auch nicht überall gleicher Ansicht sein wird. Erleichtert wird der Gebrauch des Buches noch durch die genauen Angaben an der Spitze und am Ende jedes Stückes über den Ort, wo die eigentlich vorhergehenden und folgenden Stellen zu suchen sind, ferner durch den Schlüssel am Anfang des Buches, mit dessen Hilfe jeder Vers sofort in dem